



Hans-Otto Dill (MLS)

Rezension zu: Malcolm Sylvers/ Brigitte Domurath-Sylvers: Mythen und Kritik in der Ideengeschichte der USA: 25 Porträts. Marburg: Metropolis-Verlag 2014

Der in der alten Hanse- und Universitätsstadt Greifswald lebende US-Historiker Malcolm Sylvers, Mitglied der Leibniz-Sozietät, hat gemeinsam mit seiner Ehefrau Brigitte Domurath-Sylvers, Deutsch-, Russisch- und Englisch- Pädagogin, ein in Thematik wie Struktur einmaliges, ja originelles Buch in deutscher Sprache über die Ideengeschichte der USA vom 17. bis zum 20. Jahrhundert publiziert. Hierorts steht dieses Land heute weniger wegen seiner ideologischen Vergangenheit als vielmehr wegen seiner außenpolitischen und kriegerischen Aktivitäten im Nahen und Mittleren Osten in der Diskussion, doch die Absicht beider Autoren ist keinesfalls, die internen Beziehungen zwischen diesen Kriegen und der Geschichte der aufzudecken, die zudem keineswegs unmittelbar miteinander verwoben sind. Ihr Ansinnen ist ein ganz anderes, im besten Sinne aufklärerisches, wie sie auch in ihrem Prolog erklären. Sie wollen helfen, die große Zahl von Fehleinschätzungen, genauer gesagt von Vorurteilen, die hierzulande immer noch gegenüber diesem riesigen und mächtigen Land europäischer- und deutscherseits gehegt werden, zu widerlegen oder doch mindestens zu bekämpfen. Zu dem falschen Bild, das das auf seine alte Kultur stolze Europa von den USA noch immer kultiviert, gehört in allererster Instanz die Meinung, es handele sich um ein intellektuell und kulturell zurückgebliebenes, jedoch wirtschaftlich und technologisch hoch entwickeltes Land, was eine gefährliche Unterschätzung ist. Sylvers/Sylvers verweisen im Gegenzug auf das – wohl nicht ganz falsche – gegenteilige Vorurteil von der technischen und kommerziellen Überlegenheit der Neuen Welt gegenüber der Alten.

Vor diesem polemischen Hintergrund darf das immerhin rund 400 Seiten starke Buch keinesfalls als eine komplette Ideengeschichte der USA gelesen, und die explizite Beschränkung im Untertitel auf „Mythen und Kritik“ nicht überlesen werden. Es geht vielmehr um eine vergleichende Darstellung auf Augenhöhe mit der europäischen Zivilisation, mit der USA-Kultur- und Ideologiegeschichte als Teil des Westens. Das meint implizit natürlich ausschließlich die skripturale, genauer: die in einer okzidentalen Kultursprache, dem Angelsächsischen, verfasste Geschichte: orale Kulturen und nicht-okzidentale Sprachen, wie etwa die der Indigenen in Südamerika, gehören nicht in diesen gleichsam innerokzidentalen Begriffszusammenhang, was vor allem die indigenen und afroamerikanischen Sprachen und Kulturen in den USA betrifft, obgleich schon um den Verdacht kulturellen Eurozentrismus und weißen Rassismus zu entkräften, ein entsprechender Hinweis am Platz gewesen wäre.

Die wesentlichen Differenzen zwischen Nordamerika und Europa erklären sich meiner Ansicht u. a. aus den besonderen und damit geschichtlichen Entstehungsbedingungen der USA als eines multiplen Einwanderungslandes, worauf man einleitend näher hätte eingehen sollen, um jeden bequemen und damit falschen Direktvergleich auszuschließen. Sylvers/Sylvers' USA-Ideengeschichte beginnt daher nicht mit der schlechthin „amerikanischen“ Geschichte, etwa bei den Irokesen oder Apachen, und endet auch nicht mit den in Lateinamerika so gut geglückten Versuchen zur Wiederbelebung bzw. Lebendigerhaltung alter indigener Kultursprachen wie des Quechua oder des Tojolabal. Sie reicht vielmehr von der sogenannten „Entdeckung“, also der Landung der *Mayflower* im Jahre 1620, bis zu den modernen Kapitalismuskritikern zwischen Nachkrieg und 21. Jahrhundert.

Für bemerkenswert und dem Zweck dieser Geistesgeschichte maximal entsprechend finde ich die an und für sich seltene und auf den ersten Blick überraschende Darbietungsart des umfänglichen, sich über ein halbes Jahrtausend erstreckenden Stoffes. Diese besteht darin, ihn statt in wie meist üblich historisch oder thematisch geordneten Kapiteln in insgesamt 25 individuellen Porträts nord-

amerikanischer Denker, Politiker und Publizisten aus allen Zeitabschnitten US-amerikanischer Geschichte vorzuführen. Dieses Verfahren eignet sich einzigartig zur geistigen Spiegelung der einzelnen Geschichtsetappen und ethnischen Fraktionen eines Landes, das im Verlauf einer komplizierten Ethnogenese aus zwangsweise oder zufällig im Lauf der Kolonialgeschichte zusammenwürfelten Völkern mit ganz verschiedenen populations- und generationsspezifischen Erfahrungen zu einer multirassischen und polyethnischen Nation wurde – ein in Europa gänzlich ungewöhnlicher Vorgang. Übliche systemische oder historisierende Zusammenfassungen hätten das Bild in starkem Maße abgefälscht und die zu Europa bestehenden Differenzen minimiert, so verschieden waren die jeweiligen Herkunftskulturen und die Prozesse ihres oft lange verzögerten Zusammenwachsens – im Unterschied zu den kulturell wie historisch relativ homogenen Völkern des alten Europa.

Nicht zufällig spielten die komplizierten Beziehungen zwischen den „weißen“, eurostämmigen Anglo-Amerikanern, die 1776 an die Stelle der britischen Kolonialmacht traten, einerseits, und den autochthonen indigenen bzw. aus Afrika als billige Arbeitskräfte zwangsimpортиerten Negersklaven andererseits, eine erschwerende und verzögernde Rolle beim „nation building“. Das wird schon erkennbar bei Gründung der USA im vergeblichen Versuch der Väter der Nation – Jeffersons, Franklins (ein „Aufklärer ohne Utopie“) und Adams –, die mit der USA-Verfassung gleichgesetzten „Menschenrechte“ mit der Sklaverei der Schwarzen und der Unterdrückung und Entrechtung der Ureinwohner (der fälschlich sogenannten „Indianer“) zu verbinden.

Mit diesem Erbe plagten sich, wie in den entsprechenden Kapiteln detailliert beschrieben wird, die schwarzen Aufklärer William Lloyd Garrison und Frederick Douglass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und noch im 20. Jahrhundert der berühmte afroamerikanische Soziologe, Ethnologe und Spezialist für afroamerikanische Kultur, William E. B. Du Bois, herum, die u.a. die Mythen vom überlegenen weißen Mann dekonstruierten. Es sind sehr gediegene und aussagekräftige Kapitel, in denen die beiden Autoren die Afrorenaissance, den hindernisreichen Aufstieg und Kampf der rassistisch und sozial ausgegrenzten Afroamerikaner um die gesetzliche Abschaffung der Sklaverei durch Abraham Lincoln, und den finalen Kampf und Sieg der von Martin Luther King geführten schwarzen Bürgerrechtsbewegung nachvollziehen, eine Entwicklung, die bislang in der sensationellen Wahl Obamas zum Präsidenten der Vereinigten Staaten ihre Krönung fand. Sylvers/Sylvers beschreiben hier wie gesagt nicht die Realgeschichte, sondern deren Spiegel und Wechselspiel in Kritik und Mythisierung. Doch während ein nahezu ununterbrochener Protest-Diskurs der englisch sprechenden und schreibenden, dezidiert zur modernen US-Kultur gehörenden schwarzen Intellektuellen und Politiker und ihrer weißen Sympathisanten vorliegt, ist offenbar kein gleichgewichtiges Corpus kritischer bzw. demythisierender Aussagen über den Emanzipationskampf der schon von Benjamin Franklin arg gebeutelten und juristisch entrechteten indigenen Nordamerikaner vorhanden, den man hätte heranziehen können. Und die besonders von Friedrich Engels popularisierte Darstellung von Morgans *Ancient society* ist dafür kein Ersatz, zumal es diesem USA-Autor mehr um die Irokesengeschichte als Modellfall für die Urgesellschaft bzw. „Wildheit“ und „Barbarei“ der Menschheit als um diesen Volkstamm selber ging.

Als sehr stark, ja als in jeder Hinsicht beeindruckend empfand ich die Kapitel „Frauenrecht, Minderheiten und Religionskritik“ und „Absage an Kinder, Küche und Frauenrolle“, in denen welteinmalige Parforceleistungen tapferer und unermüdlich in der Öffentlichkeit für die Emanzipation auftretender USA-Frauen gewürdigt werden. Zu ihnen gehören die aus Berlin stammenden Geschwister Sarah und Angelina Grimké, für welche es im damaligen Europa keine auch nur annähernde Parallele gab: das Kuriose und Einmalige an diesen von Sylvers wiederentdeckten Heldinnen des amerikanischen Alltags ist jedoch, dass sie ursprünglich lediglich für die Abschaffung der Sklaverei und gar nicht für ihre eigene Emanzipation agierten bzw. agitierten – laut Abraham Lincoln gab erst eine Frau, die Schriftstellerin Harriet Beecher-Stowe mit ihrem Bestsellerroman *Onkel Thoms Hütte* das endgültige Signal zur Abschaffung der Sklaverei. Doch als diesen USA-Frauen als Frauen auf dem Londoner Antisklaverei-Kongress aus antifeministischem Vorurteil heraus der Zutritt zum Verhandlungssaal verweigert wurde, vereinigten sie ihren Kampf für die Sklavenbefreiung mit der Forderung nach weiblicher Emanzipation. Diese Lesestücke aus dem Alltagsleben der USA fesselten mich fast noch stärker als die rhetorischen Glanzstücke der politischen Wortführer der Abolitionisten.

Notabene konnte in dieser kritischen Revue der USA-Ideengeschichte der schwergewichtige politische Problemessay nicht fehlen. Das Buch enthält mehrere bedeutende Texte konzeptiver Ideologen und Polittheoretiker von beiden Seiten der Barrikaden, die die künftige Entwicklung der USA zu einer industriellen Großmacht und politisch wie militärisch führenden Weltmacht vorwegnehmen. Das beginnt im 19. Jahrhundert nach Verkündung der Monroe-Doktrin und nachfolgender Industrialisierungsansätze und bedeutender territorialer Erweiterungen des Landes mit wichtigen Einzelstudien der bedeutenden Vordenker Henry Charles Carey („Sonderfall US-Kapitalismus“) Georges Bancroft („Die USA als Caput mundi“), John Dewey, der vom Kantianer zum Pragmatismus, Darwinismus und zur Theorie des Sozialstaates wechselte („Philosophie auf die Füße gestellt“). Demgegenüber gelten kritische Arbeiten von Charles Austin Beard und Marya Ritter Beard den apologetischen Mythen der USA-Geschichte. Zu dieser Gruppe gehören auch der einflussreiche Publizist Walter Lippmann und die hierorts weniger bekannten „Kapitalismuskritiker der Nachkriegszeit“ John Kenneth Galbraith, Paul Baran und Paul Sweezy. Dabei verweisen beide Autoren auf die Tatsache, dass viele doch tendenziell stets pragmatische Nordamerikaner bei der idealistischen klassischen deutschen Philosophie in die Schule gegangen sind. Damit setzte eine genaue Kenntnisnahme europäischen Denkens als geistigen Rüstzeugs ein, was eventuell zum „Aufholen“ und Überholen Europas durch die USA-think-tanks beitrug.

Sylvers/Sylvers haben ein bemerkenswertes Buch über die kritische wie mythologisierende Selbstdarstellung der USA mit großem Erkenntniswert für den deutschen Leser verfasst, das zum Abbau mancher Vor- und Fehlurteile beitragen kann.

Diese Darstellungen der Sylvers belegen, dass im politischen Alltag und in der Öffentlichkeit der USA im 19. Jahrhundert ein direkt-demokratisches Gemeindeleben vorgeherrscht haben muss, das es in Deutschland nie gab und auch im übrigen Europa selten vorkam und das den Mythos von den USA als Mutterland der Demokratie durchaus rechtfertigte. Der Demokrat Abraham Lincoln legte großen Wert auf den direkten Dialog mit Menschen aus dem Volk, auf den damals traditionellen „öffentlichen Diskurs“ auch mit dem Mann von der Straße. Diesem USA-typischen demokratischen Direktdiskurs sagte der US-Medienkritiker Neil Postman in seinem Bestseller *Wir amüsieren uns zu Tode* nach, dass er „kohärent, ernsthaft und rational“ geführt wurde, jedoch unter der Vorherrschaft des Fernsehens dieser direkte Dialog verkümmerte und verschwand.

(Anmerkung: Malcolm Sylvers spricht am 12. Mai 2016 im Plenum der Leibniz-Sozietät zum Thema „Theodor Herzl’s politisches und soziales Denken: Zionismus und Judentum gestern und heute“.)

Adresse des Verfassers:

Prof. Dr. Hans-Otto Dill (MLS)

Pillauerstraße 5, 10243 Berlin

eMail: ho.dill@leibnizsozietat.de